

Ordnung zu schaffen. Da E. diese in seiner Zeit ganz vermißt, kann der Untergang nur eine Frage der Zeit sein. Ihm geht ein dreifacher Abfall voraus: der Teilreiche vom Imperium, der einzelnen Kirchen von der römischen, der Christen vom Glauben. Unter den drei Fehlern, die auflösend wirken, rügt E. besonders scharf die Heuchelei und den Geiz der hohen Geistlichkeit. (Dazu kommen Stolz und Gewalttätigkeit der weltlichen Machthaber und die Sittenlosigkeit der Untergebenen.) Für die näheren Umstände verwertet E. auch die mittelalterliche Kaisersage: an einem dürren Baum wird der Herrscher seinen Schild aufhängen als Zeichen seiner Niederlage. Poschs Arbeit empfiehlt sich durch große Gründlichkeit und Fleiß, gibt ein anschauliches Bild des großen Admonter Abtes und fördert und bessert unser Wissen über einige der packendsten Fragen des christlichen Mittelalters.

Mehrerau.

Bruno Wilhelm.

Die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts als Kulturerscheinung. Von Holm Süßmilch. (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Herausgegeben von Walter Götz, Band 35. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1918), X und 104 S.

Parallel mit der Lyrik der französischen Troubadurs und der deutschen Minnesänger geht eine lateinische, auf die weitere Kreise erst durch die Herausgabe der bedeutendsten Sammlung von derartigen Dichtungen, der *Carmina Burana* durch J. A. Schmeller, aufmerksam wurden. Seither haben nicht nur zahlreiche Veröffentlichungen den Schatz der Lieder vermehrt, sondern hat sich auch eine umfassende Literatur angesammelt, daher war es ein wohlgesuchtes Thema einer Dissertation, eine zusammenhängende Arbeit über diese eigentümliche Kulturerscheinung zu unternehmen, wenn auch keine leichte. Denn die Poesie der Vaganten war, wie es bei der Internationalität der Hochschulen kaum anders sein konnte, über alle Kulturländer verbreitet, das Latein die allgemeine Sprache der Lehrer und Studierenden jeder Kulturnation. Da aber die Theologie im Mittelpunkt des Studiums stand und der größte Teil der Studierenden sich dem geistlichen Stande widmete oder wenigstens widmen konnte, kam für alle Hochschüler und auf der Hochschule Gebildeten die Bezeichnung Kleriker auf. Wer von diesen eine Pfründe irgendwelcher Art erhaschte, ließ sich gewöhnlich zum Priester weihen. Aber die Zahl der Pfründen reichte trotz ihrer nach unseren Begriffen übermäßigen Anzahl nicht aus, um alle Kleriker zu versorgen. Aus den Nichtversorgten wurden die Vaganten, den Fahrenden des Minnegesanges ähnlich, nicht die schlechtesten Studenten, sondern vielleicht die besten Köpfe, unter denen sich eine Art Verbindung, eine *Ordo-Orden* nach mittelalterlichem Sprachgebrauche herausbildete, gleichviel welcher Nation jeder einzelne angehörte. Das Bindeglied war die lateinische Sprache und speziell das wiederaufgenommene Studium der antiken Schriftsteller oder, wie man auch sagen kann, die Erkenntnis und Aufnahme des antiken Geistes in den Studienumfang. Man kann freilich nicht von einer eigentlichen „Renaissance“, Wiedergeburt der griechisch-römischen Weltanschauung sprechen, aber doch von etwas, was jener nahe kommt. Formell hängt die Vagantenpoesie mit der rythmischen gereimten Hymnenpoesie zusammen. Gelegentlich vereint sie metrische Elemente mit rythmischen.

Für uns Salzburger ist die Dichtung der fahrenden Schüler von besonderem Interesse. Denn einer der wenigen Vaganten, die uns ausdrücklich genannt werden, erhielt oder legte sich selbst den Namen *Primas* bei, während ein anderer als *Archipoeta* bezeichnet wird — beide, wie höchstwahrscheinlich ist, Deutsche. Von ihnen ist der *Primas* am Hofe des Salzburger Erzbischofs Eberhard II. bezeugt, jenes gewaltigen und in Reichs- und Kirchensachen vielfach und erfolgreich tätigen Kirchenfürsten, der mit heiligstem

Eifer für die Religion seine kaisertreue Gesinnung zu vereinen verstand und erst kurz vor dem Untergange des Staufenhauses, auch ein Besiegter und Gebannter, verschied (1246). In den Jahren, wo noch der deutsche Name weithin glänzte und sein Herrscherhaus blühte, mag es am Hofe des Salzburger Erzbischofs auch freudig zugegangen sein. Scheint Eberhard ein Freund der höfischen Poesie gewesen zu sein, vielleicht besonders der „dörpenischen“ Abart, die Neidhart von Reuenthal vertrat, den er aus der Ostmark mit sich nach Salzburg nahm — so war er offenbar auch den Vaganten hold. Wenn auch nicht an seiner Tafel, so doch im gemeinsamen Speisesaale saß auch der Vagant, der sich Primas nannte. Ihm ließ der Fürst Fische reichen, wozu jener aber den Wein vermißte, daher er solchen forderte: „Mittitur in disco mihi piscis ab Archiepisco || Po, non inclino, quia missio fit sine vino“. Auch über zu stark mit Wasser gemischten Wein weiß er zu klagen, aber freudig begrüßt er des Erzbischofs Geschenk, einen silbernen Humpen. „Hoc vas argenti tria confert dona bibenti: || Letitiam menti, decus aule, pignus egentia“.

Süßmilchs Dissertation ist sehr wohl gegliedert und soweit es Referent ersieht, sorgfältig gearbeitet. Einer einleitenden Auseinandersetzung zwischen den Begriffen Mittelalter und Renaissance folgt das schwierige Kapitel über die Frage der Verfasser der Vagantenlieder, die beim Mangel sicherer Ueberlieferung immer dunkel bleiben wird. Sehr instruktiv und einleuchtend wird dann über Wesen und Geist der Vagantenpoesie gesprochen; er war durchaus weltlich, durchaus lebensbejahend und nur selten fand er ernste Töne, wohl von alternden Dichtern gesungen, denen Leben und Kunst zerronnen war. In folgenden Absätzen wird die Natur der Vagantendichtung, das spezifisch erotische Element — von dem Referent jedoch weniger an Realismus als an Konvenienz glaubt — Spiel- und Trinklied besonderer Betrachtung unterworfen. Neben dem erotischen Element tritt besonders die immer wiederholte Betonung des Besitzes hinzu, der eben dem armen vagus versagt war. Die mit der Armut verbundene Demut — beider Held war Franz von Assisi, den Süßmilch mit der Vagantendichtung in Vergleich zieht — fand in den Herzen der Vaganten keinen Platz; an ihre Stelle tritt der Stolz auf ihre Kunst. Ihre religiösen Ansichten sind zwar nie antikirchlich, aber sehr lax. Die Angriffe gegen das Papsttum, die Geistlichkeit jeden Grades und das Mönchstum sind so häufig, daß man Vorläufer der Reformatoren zu hören glaubt. Ganz kühl ist das Verhältnis zum Rittertum; während dieses mit wahrer Begeisterung z. B. die Kreuzzugs-idee pflegte und Kreuzfahrerlieder voll Innigkeit und Begeisterung in seinem Kreise entstanden, ließ diese Angelegenheit die Vaganten ganz kalt. Paßte sie ja auch gar nicht zur Antike, deren Glanz alles überstrahlte — wenn auch die Kenntnis des klassischen Altertums sich auf die Mythenliteratur und die wohlklingenden Götter-, Halbgötter-, Heroennamen und sagenhaften Taten dieser Welt beschränkte — damit im Gegensatz zum Humanismus, der in den Geist der Antike einzudringen strebte. Das Schlußkapitel betont „den religionslosen, vorwiegend ästhetischen Charakter“ der Vagantenpoesie, die wohl noch ethische Ziele, als „dominierende Norm ein Streben nach Genuß und Schönheit“ — daneben „zuweilen Wahrheit, Nutzen und Macht als Leitsterne des sittlichen Handelns“. Daher ging von der ganzen Richtung keine in die Ferne wirkende Kraft aus, denn im 13. Jahrhundert verfiel die Vagantenpoesie, ohne Spuren zu hinterlassen. Die wirkliche, von Italien ausgehende Renaissance steht in keiner Verbindung mit ihr; nur darin berührt sie sich mit jener, „daß beide innerhalb desselben Erneuerungsvorganges als Gipfelpunkte des Säcularisationsprozesses erscheinen“.

Ein ausführliches Verzeichnis der Literatur und Inhaltsangabe und ein genau gearbeitetes Register sind willkommene Beigaben der gut geschriebenen Arbeit.

Salzburg.

Dr. Hans Widmann.